

Predigt über Apostelgeschichte 2,41-47

Die nun sein Wort annahmen, ließen sich taufen. Sie blieben aber beständig in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet. Es kam aber Furcht über alle Seelen und es geschahen auch viele Wunder und Zeichen durch die Apostel. Alle aber, die gläubig geworden waren, waren beieinander und hatten alle Dinge gemeinsam. Sie verkauften Güter und Habe und teilten sie aus unter alle, je nachdem es einer nötig hatte. Und sie waren täglich einmütig beieinander im Tempel und brachen das Brot hier und dort in den Häusern, hielten die Mahlzeiten mit Freude und lauterem Herzen und lobten Gott und fanden Wohlwollen beim ganzen Volk. Der Herr aber fügte täglich zur Gemeinde hinzu, die gerettet wurden.

Nur bei Johannes taucht er auf, in seiner Version der Speisung der 5000, jener Knabe mit den fünf Broten und zwei Fischen. Die fünf Brote und zwei Fische, die Jesus später gebrauchen wird, um dieses Wunder zu tun, waren vielleicht das Abendessen für seine Familie, Grundnahrungsmittel für die Menschen hier am See Tiberias und im ganzen Mittelmeerraum bis heute. Ich habe vor Jahren einmal versucht, diese Geschichte aus seiner Perspektive zu sehen. Viele Fragen mussten offen bleiben, für diesen Jungen genauso wie für uns: Wie schaffte Jesus es, so viele von so wenigem satt zu machen? Wieso blieb am Ende gar etwas übrig, zwölf Körbe mit Brocken? Und warum lässt Jesus sich nicht zum König machen, sondern entzieht sich der Menschenmenge in die Einsamkeit des Berggipfels?

Jahre später, so stellte ich mir vor, sehen wir den Jungen wieder. Jesus war lange tot, und der Junge war erwachsen geworden. In Jerusalem begegnet er Menschen, die von sich sagten, sie lebten in der Nachfolge Jesu, sein Geist sei unter ihnen lebendig. Der junge Mann lernt ihre Gemeinschaft kennen. Sie haben kein Privateigentum, sondern alles gehörte ihnen gemeinsam. Die alten Besitztümer hatten sie verkauft, und nun bekommt jeder so viel, wie er zu einem guten Leben braucht. Sie feiern auch Feste. Dabei erzählen sie sich von Jesus, und dann bekommt jeder ein Stück Brot und einen Schluck Wein. Es ist bei einem dieser Feste, dass dem jungen Mann plötzlich ein weit zurückliegendes Ereignis am See Tiberias einfällt und er denkt: Sollte Jesus es etwa so gemeint haben, damals, als er mit fünf Broten und zwei Fischen 5000 Menschen satt machte? – Wie gesagt, so hatte ich es mir vorgestellt.

In dem Abschnitt aus der Apostelgeschichte, der uns für heute vorgegeben ist, lässt Lukas uns einen Blick in das Leben, das gottesdienstliche und das Alltagsleben der Urgemeinde in Jerusalem tun. Gewiss war in dieser ersten Gemeinde – ganz anders als bei uns heute – noch so etwas wie Aufbruchstimmung spürbar, Euphorie, Enthusiasmus; es war ja etwas ganz Neues, Aufregendes, was da begonnen hatte. Ich denke, dass die Berichte über die Zeichen und Wunder, die die Apostel getan haben sollen, ein Hinweis auf diese besondere Stimmung der Anfangszeit sind.

Dennoch ist schon damals vieles nicht anders gewesen als heute, und vieles wird damals ebenso anstrengend und mühevoll und arbeitsintensiv gewesen sein wie für uns; zum Beispiel dies: Beständig in der Lehre der Apostel zu bleiben. Ich stelle mir darunter vor, dass die Menschen wenige Jahre nach dem Tode Jesu genau wie wir heute auch nachgedacht haben über seine Worte, dass sie sich über die rechte Auslegung auseinandergesetzt und gestritten haben und dass sie überlegt haben, was diese Worte unter veränderten Umständen für ihr Leben in der Gemeinde bedeuten könnten; denn damals änderten sich die Zeiten im Gefühl der Menschen genauso schnell wie heute auch. Sie haben also, um es mit einem modernen Wort zu sagen, versucht, dranzubleiben an der Sache Jesu. Das ist mit Euphorie allein nicht zu machen, sondern kostet Kraft und Mühe, damals wie heute. Genauso wird es gewesen sein, wenn es darum ging,

die Gemeinschaft zusammenzuhalten, sowohl im Gottesdienst, beim Abendmahl und im Gebet, als auch im Alltag. Das sind alles Dinge, die uns ziemlich bekannt vorkommen müssten, wenn man einmal davon absieht, dass nach 2000 Jahren ein wenig der Schwung raus ist, uns die Begeisterung abhandengekommen ist.

Eines aber haben die ersten Christinnen und Christen ganz anders gemacht als wir. Sie sind ganz anders als wir mit ihrem Besitz umgegangen. Eine Erfahrung jener Christen damals schimmert noch für uns heute ganz deutlich durch die Berichte der Apostelgeschichte: Diese Erfahrung hatte nichts mit Düsternis, verordneter Armut, Mangelwirtschaft oder Gleichmacherei zu tun, sondern bestand offenkundig in einem gegenteiligen Gefühl, in dem Gefühl nämlich, reicher geworden zu sein, reicher an Gnade Gottes und reicher an dem, was er zum Leben für alle gibt. Eine Erfahrung, die sich in einem Sprichwort niedergeschlagen hat, dass nämlich geteilte Freude doppelte Freude ist (so wie seltsamerweise geteiltes Leid halbes Leid ist).

Die Menschen der Urgemeinde haben mit ihrer Gütergemeinschaft einen wesentlichen Aspekt der Verkündigung Jesu aufgenommen. Sie haben noch nicht, wie es dann später üblich wurde, bei den kritischen Worten, die er zum Eigentum sagt, weggehört. Sondern sie haben versucht, eine Lebensform zu verwirklichen, in der die materiellen Dinge, weil sie als gute Gaben Gottes verstanden werden, zusammenführen und nicht trennen, nicht den Blick auf das eigene Ich verengen, sondern ihn für Gott und für den Nächsten öffnen.

In der Geschichte der Kirche ist diese Tradition alsbald vergessen, zumindest aber ganz und gar an den Rand verwiesen und besonderen Gruppen, Gemeinschaften oder Orden zugewiesen worden. Das ist bis heute nicht sehr viel anders. In einer Auslegung unseres Textes lese ich, es gehe nicht so sehr darum, dass sie alles gemeinsam hatten, als vielmehr darum, dass jeder bekommt, was er braucht. – Gut und schön. Wie aber wäre es, frage ich zurück, wenn letzteres ohne das erstere nicht zu haben wäre? Wenn also nur dann alle bekommen, was sie brauchen, wenn auch allen alles gemeinsam ist?! Wir müssen ja heute bei allem, was wir in dieser Richtung tun und denken, den Weltmaßstab im Auge behalten – und die Tatsache, dass ja auch bei uns die Schere auseinandergeht.

Das Bild von der Jerusalemer Urgemeinde ist allerdings kein Parteiprogramm und auch keine politische Handlungsanweisung, die eins zu eins umsetzbar wäre. Man könne mit der Bergpredigt in der Hand keine Politik machen, beschied einst *Helmut Schmidt* im Zusammenhang mit der Nachrüstungsdebatte, kurz und bündig, wie es seine Art war. Damals, als Theologiestudent, habe ich mich darüber geärgert, heute glaube ich, dass er recht hat – auch irgendwie schade und seinerseits ein Zeichen für verlorengegangenen Enthusiasmus. Trotzdem glaube ich nicht, dass die Berichte aus der Urgemeinde für uns bedeutungslos geworden sind; denn sie können die Sehnsucht nach vorbehaltloser Gemeinschaft im Namen Jesu in uns wach halten und stärken, bis ihre Zeit gekommen ist.

Amen.